

## Ostasiatische Eremiten: „Die Klause der Illusionen“ – Alte Männer in verfallenden Hütten

Frankfurter Rundschau

07.11.2023

Von: Arno Widmann

„Die Klause der Illusionen“: Vier komplexe Texte ostasiatischer Eremiten aus drei Jahrhunderten schärfen die Sinne.



Aus Bai Juyis Leben: Er ist mit einem Freund unterwegs, im Boot nebenan singt eine ältere Kurtisane und regt ihn zum Dichten an. © IMAGO/piemags

Die Klause der Illusionen“ heißt ein gerade erschienenes Buch mit vier winzigen Essays von Bai Juyi (772–846), Kamo no Chomei (1153–1216) und Matsuo Basho (1644–1694). Ersterer ist einer der bedeutendsten Dichter der Tang-Zeit, die beiden anderen gehören zu den bekanntesten japanischen Dichtern. Was bringt die drei hier zusammen?

Alle drei haben Jahre ihres Lebens in mehr oder weniger einsam gelegenen Hütten verbracht und von dort aus Blicke auf die Welt geworfen. Auf die übermächtige Natur und ins Innere der eigenen Gefühle. Bai Juyis von Volker Klöpsch aus dem Chinesischen übersetzter Text „Aufzeichnungen aus meiner grasgedeckten Hütte im Lu-Gebirge“ hat gerade mal sechs Seiten.

Die beiden Texte von Basho – deutsch von Ekkehard May und Jörg B. Quenzer – sind jeder ebenso kurz. Kamo no Chomeis „Hojoki – Aufzeichnungen aus den zehn Fuß im Geviert meiner Hütte“, übertragen von Nelly und Wolfram Naumann, bringen es auf 26 Seiten. Dass

das Buch dann doch auf 120 Seiten kommt, liegt am umfangreichen Anmerkungsapparat. Der ist vor allem für den jüngsten Autor nötig. Er liebt literarische Anspielungen und protzt gerne ein wenig mit seinem Wissen. Bashos Haikus wurden immer wieder auch ins Deutsche übersetzt. Das hier ist zwar keines, könnte aber leicht in eines verwandelt werden: „Ich öffne meine Augen für das Nichts, sitze auf dem steilen Berghang und zerquetsche Läuse.“

Der älteste Text – von einem Zeitgenossen Karls des Großen – erschließt sich fast von selbst. Bai Juyi beschreibt, was er sieht und was er bei diesem Anblick empfindet. Das ist einfach und klar, mitreißend. Ich wüsste nicht, dass es einen vergleichbaren Text aus dem Europa jener Zeit gibt. Interessant ist, dass Bai Juyi die Berge betrachtet und sie nicht etwa erklimmt. Der Anblick ist ihm wichtiger als der Überblick.

Und noch etwas erregt das Interesse: „Des weiteren muss ich mich nur besinnen, wie ich von klein auf bis ins Alter ganz gleich, wo ich hauste, ob in der gekalkten Hütte oder im herrschaftlichen Hause, selbst wenn der Aufenthalt nur ein oder zwei Tage währte, stets ein paar Körbe Erde zu einer Terrasse anhäuften, ein paar Kiesel zu einem Berg zusammentrug oder ein paar Scheffel Wasser zu einem Teich anstaute: Das war ich meiner Leidenschaft für Landschaften einfach schuldig!“



Bai Juyi betrachtet die Berge von unten. Der Anblick ist ihm wichtiger als der Überblick. © imago images/  
KHARBINE-TAPABOR

Wir sehen ihn arbeiten, wie wir es tun, wenn wir am Strand Sandburgen bauen: sehr vergängliche Miniaturausgaben von Anlagen, von denen wir sonst nur träumen können. Wir belächeln uns dabei und wir erkennen die gleiche heitere Selbstironie bei Bai Juyi. Er grinst mir über 7500 Kilometer und 1200 Jahre hinweg zu, als stünde er mir gegenüber. Zwei alte Männer, die sich heute – in sehr unterschiedlichen Heutes – darüber amüsieren, wie ernst sie sich und das, was sie taten, einst nahmen.

Und noch etwas zeigt sich: Landschaft ist nicht einfach da. Sie ist ein Produkt menschlicher Arbeit. Bai Juyi verehrt keine wilde Natur. Er stellt sich ihr nicht, wie wir das aus Europa kennen, gegenüber. Er erkennt sich als ein Teil von ihr. Aber nicht als das Produkt eines gemeinsamen Schöpfers. Diese Idee fehlt ganz. Der Text, der uns beim ersten Blick ganz nah erscheint, enteilt uns so; je genauer wir hinsehen, desto schneller. Ein Urknall.

Ich kann kaum ablassen von der Lektüre. Dabei geht sie so schnell vorbei. Also noch mal lesen. Noch mal nachdenken. Wir nennen diese Texte Essays. Wer sich für dieses Genre interessiert, der lese in dem großartigen Band „The Columbia Anthology of Japanese Essays: Zuihitsu from the Tenth to the Twenty-First Century“, herausgegeben von Steven D. Carter. Die Geschichte dieser japanischen Kunstform beginnt übrigens mit dem Werk einer Frau, mit dem nie genug gerühmten „Kopfkissenbuch“ der Hofdame Sei Shonagon.

Auch die hier vorgestellten Texte wirken ungleich komplexer als unsere europäischen Essays. Das liegt sicher auch an der Unterschiedlichkeit der Sprachen. Eindeutigkeit ist nicht nur ein Vorteil. Sie lebt vom Ausschluss. Sie erzeugt mitten im Fluss des Lebens säuberlich voneinander getrennte Schubladen.

Schon beim Titel des Buches, der der des ersten Textes von Matsuo Basho ist, bin ich angewiesen auf die Erläuterung und lerne, dass ich einen Sprung machen muss. Wir befinden uns mit Basho in einem buddhistischen Hallraum, in dem, was uns als die Wirklichkeit erscheint, Illusion ist.

Die Klausur der Illusionen ist also nicht die Höhle Platons, die uns ein trügerisches Abbild der Wirklichkeit zeigt, kein Ort, an den wir uns zurückziehen, um unserer Illusion anzuhängen. Nein: In der Klausur erkennt der Weise die Welt als eine Illusion. Aber nicht, indem er sich vor der Welt verschließt. „Klausur“ erscheint mir darum als eine ungeschickte Übersetzung. Nicht weil ich des Chinesischen und Japanischen mächtig wäre, sondern weil die Klausur der Ort ist, in den man – meist sind es Männer – sich einschließt. Eine Hütte dagegen schirmt einen ein wenig ab von der Außenwelt, lässt aber Wind und Wetter ganz anders durchziehen als ein Haus das täte.

Ich erlaube mir, en passant auf den Essay „Die Klausur Egg und das Ende des Eremitentums“ von Ernst Benz hinzuweisen. Er findet sich in „Geist und Landschaft“ (Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1972), einem der schönsten Bücher zur Religionsgeschichte. Mit so geschärftem Blick fällt an den ostasiatischen Texten eine weitere Differenz auf: Es gibt keinen Gott darin. Buddha hat ein paar Auftritte. Aber er wird nicht um etwas gebeten, geschweige denn angebetet.



Matsuo Basho klettert hoch und sucht die Vogelperspektive. © imago images/Pictures From Histo

Bai Juyi war, Sie erinnern sich, nicht interessiert am Überblick. Basho dagegen schrieb: „Um einen freieren Ausblick zu gewinnen, bin ich auf dem rückwärtigen Berg noch weiter nach oben gekrochen und habe mir aus Kiefernästen eine Plattform geflochten und eine runde Sitzmatte daraufgelegt. Das nenne ich meinen ‚Affensitz‘.“ Eine witzige Bezeichnung. Wir würden doch eher sagen, Basho nehme die Vogelperspektive ein. Wir wissen: Sie erst öffnet den Blick für die Weite der Landschaft: „Vom Hie-Berg und dem hohen Gipfel des Hira her hüllt Dunst die große Kiefer von Kawasaki ein; die Burg von Zeze erglänzt zwischen den Ästen, die Brücke von Seta schließt sich an das Kiefernfeld von Awazu an, dort verweilt noch der Glanz der Abendsonne.“

Wir sind Welten entfernt von Claude Lorrain, aber die letzten Worte Bashos lassen uns an seinen französischen Zeitgenossen denken. Dessen Bilder aber stehen auf einer Ebene. Während Bashos Erzählung über die Landschaft gleiten kann wie eine Drohne.

### Das Buch

**Matsuo Basho, Kamo no Chomei, Bai Juyi: Die Klausen der Illusionen. Aufzeichnungen aus drei Grashütten. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. Mainz 2023. 127 S., 18 Euro.**